

DAMARIS NÜBLING

Personennamen und Geschlechter/un/ordnung

Onymisches *doing* und *undoing gender*

Zu den Mechanismen der Humandifferenzierung gehört die Sicherung der Erkennbarkeit von Personen in alltäglichen Begegnungen. Dazu werden kulturelle Marker entwickelt, die über verschiedene Sinne wahrnehmbar sind und im Vorder- oder eher Hintergrund aufgeführt werden können (Kotthoff, 2003). Visuelle Zeichensysteme setzen die Anwesenheit der Person voraus und arbeiten mit der Ausstattung des menschlichen Körpers (Kleidung, Haartracht, Ornamentik) sowie des Verhaltens (Attitüden, Bewegungen, Haltungen). Die Gebärdensprache gehört als vollausgebildetes symbolisches Zeichensystem, das die obere Hälfte des menschlichen Körpers als Zeichenträger nutzt (sogenannter Gebärdenraum), auch dazu. Im Extremfall – bei genuiner Nichtsichtbarkeit der sozialen Zugehörigkeit – appliziert man Etiketten, etwa religiöse, ethnische oder schichtgebundene Symbole (siehe den Beitrag von Scheiding in diesem Band). Akustische Zeichensysteme sind an nonverbale und verbale Äußerungen gebunden. Nonverbal und wenig symbolisch sind Schreie, außerdem prosodische Begleiterscheinungen wie Stimmhöhe, Stimmqualität oder Modulationen beim Sprechen.¹ Diese indizieren vor allem Alter und Geschlecht, letzteres auch bei Kindern vor dem Stimmbruch. Prosodie kann auch grammatisch-symbolisch genutzt werden, etwa die Intonation zur Markierung von Fragen oder Befehlen. Der verbale Bereich ist hochgradig symbolisch organisiert und umfasst ein breites Spektrum, das von kommunikativen Praktiken wie dem Gesprächsverhalten über halb feste Konstruktionen und Kollokationen bis hin zu materiell gehärteten Markern von festem Aggregatzustand reicht, den bedeutungstragenden Lexemen sowie den Eigennamen ohne eine solche Bedeutung. Eigennamen gehören zu den Substantiven, referieren aber nicht auf Klassen, sondern einzelne Objekte. Im Idealfall stellen sie eine 1:1-Beziehung zwischen Ausdruck und Referenzobjekt her (Monoreferenz).

Dieser Beitrag zeigt zunächst, dass und wie sprachliche Praktiken sich diachron verfestigen und langfristig ins Sprachsystem sedimentieren können. Dabei werden die Differenzen Geschlecht und Alter in ihrer

1 Eine interessante Zwischenposition zwischen unbeabsichtigt-reflexhaft und intendiert-zurechtweisend nimmt das Räuspern ein.

sprachsystematischen Omnipräsenz beleuchtet (Teil 1). Der 2. Teil zeigt, wie stark Personennamen mit sozialen Informationen aufgeladen sein können. Fokussiert wird das *doing* und *undoing gender*: Namen wirken einerseits an der Geschlechterdifferenz mit, andererseits unterminieren sie sie. Dies wird am Beispiel von Transgender-Personen und ihrem Umgang mit der onymischen Geschlechtsbinarität gezeigt.²

1. Kulturelle Praktiken – sprachliche Praktiken – sprachliche Strukturen

Sprachsysteme gehen aus gehärteten, in feste Strukturen geronnenen Sprachgebräuchen hervor und gliedern sich in Lexikon und Grammatik. Das Lexikon enthält Benennungseinheiten (Lexeme) für häufig kategorisierte und damit sozial wie kommunikativ relevante Konzepte, für die sich eine solche Prägung lohnt. Alternativ lässt sich jeder Sachverhalt umschreiben, prinzipiell können alle Sprachen alles bezeichnen. Nach Jakobson (Jakobson, 1971, S. 264) unterscheiden sie sich nicht darin, was sie ausdrücken *können*, sondern *müssen*, womit er die grammatischen Kategorien im Blick hat. Die Grammatik regelt die Serialisierung dieser Benennungseinheiten (Syntax) und liefert – an Lexeme gebunden (Flexion) oder frei vorkommend (z.B. Artikel, Präpositionen) – grammatische Informationen, deren Relevanz für die Gesellschaft so hoch (gewesen) ist, dass sie sich zu deren obligatorischer, oft sogar redundanter Auskunft ›verpflichtet‹ hat (z.B. Tempus, Person, Geschlecht, Respekt). Solche grammatischen Strukturen sind langlebig, sie können Jahrhunderte, gar Jahrtausende alt sein und (typologisch stark variierend) Informationen konservieren, die heute an Relevanz verloren haben (z.B. Geschlecht, Status). Sowohl lexikalische als auch grammatische Einheiten (wozu auch Phonologie und Graphematik gehören) können zur Indizierung sozialer Zugehörigkeit genutzt werden (zur Nutzung der Phonologie siehe Auer in diesem Band).

Wenngleich das Sprachsystem den festesten Aggregatzustand repräsentiert, ist es keineswegs unveränderlich. So wie es sich historisch aus jahrhundertelangen sprachlichen Praktiken verfestigt hat, so ist es auch gegenwärtig veränderlich.³ Nicht mehr benötigte Lexeme schwinden, weil ihr Konzept schwindet oder die gesellschaftliche Relevanz, darauf Bezug zu nehmen (so sinken die Frequenzen von »melken, Frü-

- 2 Bezüglich der Auszeichnung von Meta- vs. Objektsprache, Wortbedeutungen etc. verzichte ich auf die linguistischen Konventionen und folge den soziologischen.
- 3 Bei der vieldiskutierten Frage, ob Sprache Wahrnehmung formt oder umgekehrt, nimmt die Linguistik eine vermittelnde Position ein: Beides ist der Fall,

lein, Schlüsselkind, Kapaun, Henker« rapide). Gleiches gilt (wenngleich langweiliger) für nicht mehr benötigte grammatische Strukturen, die ebenfalls zunächst an Frequenz verlieren. Deshalb wechseln zum Beispiel melken und scheren von der starken in die schwache Flexionsklasse, womit ihr Ausdruck länger wird (Wortlängen korrelieren mit Gebrauchsfrequenzen): *molk* > *melkte*, *schor* > *scherte*. Viel Form ohne klar erkennbare semantische Funktion liefert das gesamte Genusssystem, dessen Ursprung umstritten ist und das einst aus einem quanti- oder qualifizierenden Klassifikationssystem hervorgegangen sein muss. Heute dient es der morphosyntaktischen Verdichtung der Nominalphrase, es wird also für die Syntax genutzt – was nicht ausschließt, dass es im Belebtheitsbereich eng mit Geschlecht assoziiert ist (siehe unten).

Semantischer Wandel reflektiert sozialen Wandel und veränderte Einstellungen (wie von ›Arbeit‹, ›Scherz‹, ›Umwelt‹). Dazu gehört auch der kernsemantische Unterschied zwischen ›Sekretär‹ und ›Sekretärin‹ oder (die Tier/Mensch-Grenze spiegelnde) lexikalische Zäsuren wie die relativ junge Spaltung von »essen, schwanger, gebären« vs. »fressen, trüchtigt, werfen«.⁴ Semantischer Wandel kann zu Wortschatzerneuerungen führen wie bei den Lexemen für Frauen, die im letzten Jahrtausend stärker erneuert wurden als die für Männer. Sprachhistorisch extrem persistent (formal wie semantisch) sind dagegen »Vater« und »Mutter«, deren Ausdruck und Kernbedeutung seit ca. 6.000 Jahren *grosso modo* gleichgeblieben sind. Fremd- und Lehnwörter (»Onkel, Cousine, Baby«) reflektieren historische Kultur- und Sprachkontakte. Anhand des heutigen Vorkommens nicht-nativer Strukturen in Lexikon und Grammatik kann man Qualität, Intensität und Dauer solcher u.U. Jahrtausende zurückliegender Kontakte rekonstruieren (dies noch besser anhand von Namen). Sprachsysteme speisen sich aus keiner anderen Quelle als erstarrtem Sprachgebrauch. Das fluidere Stadium des Sprachgebrauchs resultiert aus kulturellen Praktiken, aber auch aus biologisch-kognitiven Wahrnehmungsmustern,⁵ und wird über das Stadium sogenannter

das Verhältnis ist interdependent. Wäre es das nicht, gäbe es keinen Sprachwandel.

- 4 Sprachvergleiche machen die kulturelle Bedingtheit sprachlicher Differenzierungen besonders gut sichtbar. Unterscheidet das Deutsche zwischen »Handschuh« (als Fingerhandschuh) und dem komplexeren »Fausthandschuh«, differenziert das Schwedische naheliegenderweise anders: Das Simplex »vante« bezeichnet den üblicheren Fausthandschuh und komplexeres »handske« den selteneren (da weniger wärmenden) Fingerhandschuh. Auch grammatisch-morphologische Strukturunterschiede reflektieren, vermittelt über Zugriffsfrequenzen, kulturelle Unterschiede.
- 5 Dieser biologisch-kognitiven Grundausstattung wird die Wahrnehmung von Belebtheit bzw. Agentivität zugerechnet (schon Säuglinge können zwischen Belebtem und Unbelebtem unterscheiden), zu deren Skalierung sich

Sprachgebrauchsmuster sukzessive erhärtet (Linke, 1996, 2011; Schröter, 2016). Halbfeste Muster sind Kollokationen, zum Beispiel »meine Damen und Herren« als Reflex höfischer Galanterie (eine Spiegelung verunmöglicht nicht das Verständnis) oder noch fester eingerastete Phraseologismen, zum Beispiel »mit Kind und Kegel« mit eingeschriebener Hierarchie »eheliche vor unehelichen Kindern« (eine Spiegelung verunmöglicht das Verständnis). Nur bei entsprechender Frequenz sedimentieren solche Verdichtungen langfristig in Lexikon und Grammatik, was dazu führt, dass das Sprachsystem jahrhundertalte Differenzen wie ›Geschlecht‹, ›Alter‹ oder ›Klasse/Stand‹ konservieren kann. Da die Veränderung sprachlicher Strukturen dem kulturhistorischen Wandel zeitversetzt folgt, zwingt mehr noch die Grammatik als das Lexikon (Wörter sind einfacher abzulegen als Grammatik) zu heute u. U. weniger relevanten Differenzierungen, allen voran ›Geschlecht‹. Ein Beispiel für den historischen Konjunkturauf- und -abschwung von ›Klasse‹ bietet das pronominale Anredesystem, das sich während der Ständegesellschaft in ein bis zu fünfstufiges sogenanntes Respektsystem (im späten 18. Jh.) ausdifferenziert hatte: *du, ihr, er/sie, Sie, dieselben* (als Anreden im Singular). Abbau von Hierarchien und zunehmende Demokratisierung hat zum heute zweistufigen *du/Sie*-System geführt, das sich gegenwärtig zugunsten von *du* verschiebt. Duzen und Siezen dient heute dem Ausdruck von Respekt und emotionaler sowie generationeller, weniger aber sozialer Distanz (Simon, 2003).

Beispiele für zwei kulturhistorisch alte und sprachlich persistente Differenzierungen sind Geschlecht und Alter (Hirschauer, 2014). Die Nominalklassifikation, die vor allem durch Genus geleistet wird, spiegelt die binäre Geschlechterordnung: Bezeichnungen für Frauen sind üblicherweise Feminina, solche für Männer Maskulina. Allerdings werden homosexuelle Männer und junge, unverheiratete, oft auch dörfliche, standesniedrige oder alte Frauen durch Bezeichnungen mit inkongruentem Genus ausgestellt: die Tunte, Schwuchtel bzw. das Fräulein, Frauenzimmer, Weib (Köpcke & Zubin, 2003; Nübling, 2017b). Auch Personennamen, die üblicherweise fest an der Genus-Gender-Korrelation teilhaben, können divergieren: Frauennamen werden, durch Kleinheitsstereotype induziert (Goffman, 1994), häufiger diminuiert als Männer-

die folgende Belebtheitshierarchie durchgesetzt hat: PRONOMEN [1. < 2. < 3. Person] < EIGENNAMEN < VERWANDTSCHAFTSLEXEME < PERSONENLEXEME < TIERLEXEME < KONKRETA < STOFFE < ABSTRAKTA. Weite Teile der Grammatik werden durch Belebtheit gesteuert, etwa die Stellung des Possessors: Je belebter, desto eher steht er vor dem Possessum, je unbelebter, desto eher dahinter (*mein Hund, Annas Hund, meiner Schwester Hund/der Hund meiner Schwester, *meiner Kollegin Hund/der Hund meiner Kollegin, der Hund des Bauernhofs* etc.). Die gesamte deutsche Syntax ist von einer Agens-vor-Patiens-Abfolge geprägt.

namen, womit sie wie alle Diminutive zu Neutra werden (das Annchen). Dies hat in einigen Dialekten dazu geführt, dass auch nicht-diminuierte Frauennamen zu Neutra übergeneralisiert wurden (das Anne). Von alledem sind Männernamen ausgenommen, mancherorts (Schweiz) selbst dann, wenn diminuiert (der Peterle).⁶ Dabei macht es einen Unterschied, ob Peterle auf einen Jungen (dann Neutrum) oder Mann (dann Maskulinum) referiert, das heißt, Geschlecht interagiert mit Alter.

Fast jeder Satz, der Personen thematisiert, verkündet deren Geschlecht. Allen voran leisten dies mit *er* und *sie* die Personalpronomen der 3. Person Singular. Die Linguistik bezeichnet dies als Grammatikalisierung von Geschlecht.⁷ Will man das Geschlecht offenlassen oder verortet sich eine Person jenseits davon, gibt es keine Alternative. Das neutrale Pronomen *es* steht nicht zur Verfügung, da *es* – wie Neutra generell – primär auf Unbelebtes referiert (Di Meola, 2007). Hier hilft nur die Vermeidung jeglicher Pronominalisierung, was kaum realisierbar ist – oder die Erfindung eines neuen Pronomens, wie unlängst im Schwedischen mit *hen* geschehen (siehe auch singularisches *they* im Englischen).

Auch Lexeme als sprachliche Fertigbauteile machen Geschlecht ständig hörbar. Dabei kreuzt bzw. subordiniert Alter die Differenz Geschlecht so stark, dass man immer über das Alter informieren *muss*, auch wenn man nur über sexuierte Menschen sprechen *will*. So gibt es die geschlechtsneutralen Bezeichnungen »Kinder« und »Erwachsene«, aber keine Bezeichnung für männliche und weibliche Menschen *per se*, nur »Mädchen« und »Frauen« sowie »Jungen« und »Männer« – mit jeweils beträchtlichen Unterschieden bzgl. des zeitlichen bzw. biographischen Übergangs vom Kind zum Erwachsenen.⁸ Obligatorisch genderisiert ist Elternschaft, indem die Lexeme »Vater« und »Mutter« unterschieden werden. Die Absehung von Geschlecht ist sprachhistorisch sehr jung und wird (seit 2000 zunehmend) über das Kompositum »Elternteil« praktiziert. Weitere soziale Deklinationskategorien für Frauen und Männer sind ›Klasse‹ (Dame/Herr) und ›Religion‹ (Nonne/ Mönch), ebenfalls ohne geschlechtsneutralen Oberbegriff.

Sobald man Menschen individualisiert, benötigt man Personennamen. Im Fall der Rufnamen sind sie üblicherweise genderisiert, allerdings weitgehend von Alter entkoppelt. Der Rufname ist die persönlichste, kurz

6 Vgl. auch durchgehend »das Heidi«, aber »der Schelmen-Ursli« in Johanna Spyris Romanen bzw. dem Schweizer Bilderbuch von Selina Chönz und Alois Carigiet.

7 Genaugenommen spricht sie hier von *Sexus* oder *sex*. Das grammatische Geschlecht wird als *Genus* oder *gender* bezeichnet.

8 Beim »Erwachsenen« handelt es sich noch sichtbar um eine Wortbildung (aus einem Perfektpartizip) und damit um ein junges Substantiv, das sich von den o.g. volletablierten Lexemen (Simplizia) unterscheidet. Simplizia sind gehärfeter als Wortbildungen.

nach der Geburt von den Eltern vergebene Kennzeichnung, die das Neugeborene in eine der beiden Geschlechtsklassen einsortiert. Er kann auch weitere soziale Differenzen markieren wie Schicht, Alter, Ethnizität, Nationalität oder Religionszugehörigkeit. Der Name ist von Anfang an ein gehärteter, unwiderruflicher und fest am Menschen haftender Marker von lebenslanger Dauer. Gemeinhin unterscheidet man drei onymische Teilklassen mit zunehmendem Individualitäts- und Intimitätsgrad: a) den mechanisch ererbten Familiennamen, der intrafamiliale Zugehörigkeit und damit Kollektivität markiert, b) den von den Eltern vergebenen, individuellen Rufnamen sowie c) den (oder die) von der sozialen Umgebung verliehenen Spitznamen, die kosen oder schmähen kann und die emotionale Relation zwischen Namengeber und -träger markiert. Keiner dieser Namen ist für die Trägerin verhandelbar, das Etikett unabstreifbar. Man hat keine Macht über seine onymische Fremdkategorisierung – von Ausnahmen abgesehen, auf die ich noch zu sprechen komme. Der Rufname stand lange im Dienst intrafamilialer Nachbenennung, heute ist seine Vergabe davon befreit. Der Nachname wird ›vererbt‹ und eher als Natur begriffen, erkennbar daran, dass sich Menschen über die Etymologie ihres Familiennamens Aufschluss über ihre Ab- und Herkunft erhoffen. Dieses Gegebensein, die hohe Identitätsrelevanz des Namens, seine Kontinuität und juristische Konstanthaltung sind dafür verantwortlich, dass der Name trotz seiner Kontingenz oft so fest wie ein Körperteil erlebt wird.

2. Personennamen und *un/doing gender*

Namen (Onyme) sind sprachliche Zeichen ohne lexikalische Bedeutung und unterscheiden sich darin von Lexemen wie Dorf, Berg, Wald, aus denen sie sich in aller Regel entwickeln: Düsseldorf, Heidelberg und Greifswald bezeichnen Städte, ihr früherer lexikalischer Gehalt ist längst gelöscht, so dass solche Inkongruenzen nicht verwundern. Auch viele Familiennamen enthalten alte Lexik (Fleischer, Koch), seltener Rufnamen (Iris, Anemone, Wolf). Niemand erwartet Ähnlichkeiten von solchen Personen mit entsprechenden Konzepten. Meist sind Namen jedoch opak, womit solche Assoziationen gar nicht erst aufkommen (Köln, Krings). Gerade deswegen lassen sie sich umso mehr mit sozialen Informationen aufladen (Thurmair, 2002). Debus (2012, S. 67) bezeichnet Rufnamen als Sozionyme. Rufnamen sind gehärtete soziale Marker, die in der Regel Mehrfachzugehörigkeiten indizieren, zuvörderst Geschlecht. In Deutschland sind echte geschlechtsneutrale Rufnamen selten. Immer noch sind sie, obgleich seit 2008 als einziger Rufname eintragungsfähig, ein Thema für Pressemeldungen und Gerichte. Unser Nameninventar ist so stark genderisiert, dass man Rufnamen linguistisch ein sogenanntes Gendersem zuschreibt, das eine verlässliche In-

formation über das Referenzobjekt leistet. Damit ist Geschlecht dem Namen eingeschrieben. Neben der Geschlechtsauskunft können Rufnamen Informationen zum Alter (Karl-Heinz – Finn), zur Regionalität (Joseph – Sören), Ethnizität (Fatimah – Gertrud), Nationalität (Regula, Urs: Schweiz) enthalten, zur Religion (Mohamed – Christoph), früher auch Konfession (kath. Anna, Joseph – ev. Friederike, Hans), sowie zur Schichtzugehörigkeit (Chantal – Charlotte). Über allem thront jedoch Geschlecht, das (in Deutschland) nur in einem Fall subordiniert werden kann, und das auch nur im Zweitnamen: Als Ausdruck des katholischen Glaubens können Eltern ihren Sohn zusätzlich *Maria* nennen.

Ansonsten kommt es zu vielfachen Kreuzungen solcher Differenzen bzw. ihrer Kategorien. So kreuzt sich Konfession mit Geschlecht: Pietistische Namen (Gottlieb, Gotthelf) existieren fast nur für Männer. Gerhards (2010) vermutet, dass Nationalität zu Ende des 19. Jds. stärker auf Männernamen (Hermann, Rudolf) markiert wurde (siehe den Beitrag von Lentz zu Nationalfeiern in diesem Band, wo es die Frauen sind, die durch entsprechende Kostümierung und Tänze Ethnizität mitaufufen). Shin (1980) stellt in ihrer schichtenbezogenen Studie zu den Heidelberger Rufnamen von 1961 und 1976 fest, dass sich auf Jungennamen mehr Schichteffekte beobachten lassen. Im Laufe der Zeit kann es zu Konjunkturauf- und -abschwüngen von Differenzen kommen. Letzteres gilt für die rückläufige onymische Markierung von Konfession seit dem Zweiten Weltkrieg. Dies impliziert ein ›Dimmen‹ solcher Differenzen auf Rufnamen.

Inkongruenzen zwischen sozialer Zugehörigkeit von Person und Name werden in Kauf genommen und führen in aller Regel nicht zu einem Namenwechsel. Nur radikale biographische Zäsuren ermöglichen oder erzwingen einen solchen Wechsel: Traditionell die Heirat (heute optional), spätestens die Elternschaft (obligatorisch, falls die Eltern verheiratet sind: Es ist ein gemeinsamer Familienname, der *nicht* beide Elternnamen einschließt, zu wählen). Eine weitere Ausnahme bilden Transgender-Personen, die die Geschlechtsklasse wechseln. Sie dürfen bzw. müssen ihren Namen wechseln, wobei dieser den Status eines performativen Markers erlangt. Indem sie sich ihn selbst aussuchen, liegt hier der seltene Fall einer Selbstbenennung und damit Selbstkategorisierung vor.

Dieser 2. Teil befasst sich mit unterschiedlichen Formen und Graden des onymischen *doing* und *undoing gender* und legt dabei besonderes Gewicht auf die performative Rolle des Rufnamenwechsels für den Geschlechtswechsel von Transgender-Personen (Abs. 2.1). Das Konzept des *undoing gender* (Hirschauer, 1994) stellt sich gegen die Omnirelevanzannahme der Geschlechtsdarstellung und bezeichnet die Deaktivierung, die interaktive Neutralisierung von Geschlecht zu einem »seen but unnoticed feature« (Hirschauer, 1994, S. 678). Es stellt eine konstruktive Leistung mit unterschiedlichen Aktivitätsniveaus dar,

die von aktiver Zurückweisung bis zu passivem Unterlassen rangieren. Abschnitt 2.2 thematisiert Abstufungen, Hintergehungen und Dekonstruktionen der onymischen Geschlechterordnung. Dabei wird zwischen der Überschreitung der Geschlechtergrenze und ihrer Verwischung bzw. Auflösung zu unterscheiden sein.

2.1 *Onymisches doing gender*

Wenn Zoos tierischen Nachwuchs bekommen, wird die Bevölkerung oft an der Namenvergabe beteiligt. Dabei kann die Benennung einige Zeit in Anspruch nehmen, denn die Jungtiere sind in der Regel erst dann namenfähig und damit individualisierbar, wenn deren Geschlecht bestimmt ist. Bei manchen Tierarten kann dies mehrere Wochen dauern. Explizit macht dies die F.A.Z. (10.7.2010) im Fall kleiner Luchse: »Nächste Woche bekommen die Luchsbabys Besuch vom Tierarzt, der sie impfen und ihr Geschlecht bestimmen wird – damit man ihnen Namen geben kann«. Dies dramatisiert nur geringfügig das, was auch für den Menschen gilt: Erst wenn das Geschlecht bekannt ist, wird er benannt, denn das Nameninventar ist, gleich Toiletten, stark geschlechts-segregiert. Einzig um Geschlecht zu markieren, verdoppeln wir das ohnehin riesige Inventar an Rufnamen. Dies steht in keiner Relation zu den geschlechtsdefiniten Lexemen einer Sprache. Nirgendwo fallen die sprachlichen Kosten für die Geschlechterdifferenzierung höher aus als bei den Personennamen.

Der Soziologe Richard Alford (1988) hat 60 Gesellschaften bzgl. ihrer Namengebung und Namenstrukturen untersucht und festgestellt, dass Geschlecht die universell meistkodierte Information auf Namen ist (85% des Samples markiert Geschlecht). Auch das Deutsche und viele europäische Sprachen verankern Geschlecht fest am Ruf-, manchmal sogar am Familiennamen (so wie einige slavische und baltische Sprachen). In Litauen war es für Frauen bis 2003 sogar verpflichtend, an ihrem Familiennamen (über ein Suffix) ihren Familienstand und damit auch ihr ungefähres Alter kundzutun. Im Deutschen sind Familiennamen von jeglicher Geschlechtsauskunft befreit.⁹ Das einstige maskuline Genus (Neumann, Müller) wurde gelöscht. Diese *Indifferenz* gilt nur für den blanken Familiennamen (wie er in Zeitungen oder Protokollen erscheint), womit hier ein Fall von *not doing gender* vorliegt.

Bei der namentlichen Geschlechtskennzeichnung unterscheidet man nach Alford (1988) drei Strategien: a) semantische, b) konventionelle und c) formale Verfahren.

9 Bis ins 19. Jh. wurden jedoch Familiennamen von Frauen moviert: Luise Millerin, die Wolfin, die Wagnersche (s. Schmuck, 2017).

- a) Viele Sprachen (wie Chinesisch, Japanisch, Arabisch, Türkisch) haben semantische Systeme ausgebildet, das heißt sprechende Namen wie türk. Aynur ›Mondlicht‹, Gül ›Rose‹, İnci ›Perle‹ für Frauen und Yılmaz ›furchtlos‹, Erol ›werde ein Mann‹, Erdiñç ›kräftiger Mann‹ für Männer. Hier greifen Geschlechtsstereotype (nach Zengin, 2006, S. 197 »Zärtlichkeit, Feinheit und Schönheit« für Frauen und »Stärke, Macht, Kühnheit und Tapferkeit« für Männer). Das Deutsche gehört nicht dazu.
- b) Konventionelle Systeme machen von gar keinen Indikatoren Gebrauch. Sie praktizieren eine koverte bzw. arbiträre Geschlechterdifferenzierung, man lernt die Zuordnung für jeden Einzelnamen. Für die alte Schicht der germanischen Namen (die heute nur noch selten vergeben werden) gilt, dass man weiß, dass Almut und Gertrud Frauen- bzw. Helmut und Gerhard Männernamen sind. Formale Hinweise darauf gibt es keine.¹⁰
- c) Formale Systeme machen von overten Markern Gebrauch, zum Beispiel von auslautendem -a oder -e für Frauen, was bei aus Männernamen generierten Frauennamen zur einzigen Differenz werden kann: Paul – Paula, Christian – Christiane. Das italienische und das spanische Namensystem sind stark formal strukturiert (Claudia – Claudio).

Das Deutsche bewegt sich zwischen konventionell und formal und hat, bezogen auf die 200 häufigsten Frauen- und Männernamen der heute lebenden Bevölkerung, mehrere Strukturunterschiede ausgebildet: Frauennamen sind mit durchschnittlich 2,54 Silben deutlich länger als Männernamen mit 1,92. Auch sind sie mehr als dreimal so häufig auf einer nicht-ersten Silbe betont (Johánna) und enthalten andere Konsonant-/Vokalanteile. Vor allem aber enden Frauennamen zu fast 80% auf einen Vokal, primär -a, oft auch -e, während Männernamen umgekehrt zu 81% konsonantisch auslauten. Mit Kenntnis dieser 200 Namen ist festzustellen, dass -a der exklusivste onymische Weiblichkeits- und Einsilbigkeit der exklusivste Männlichkeitsmarker ist: Es gibt fast keine einsilbigen Frauennamen (Ausnahme: Ruth; nicht unter den weiblichen Top100), dagegen sehr viele solche Männernamen (Klaus, Hans, Frank). Umgekehrt dominiert bei Frauennamen finales -a (bei 49 der Top 100) und -e (bei 20 der Top 100), während es fast keine Männernamen auf -a gibt (Ausnahme: Sascha auf Platz 97) oder auf -e (Ausnahme: Uwe auf Platz 16). Wenn Männernamen vokalisch enden, dann meist auf unbetontes [ə], dem Korrelat von graphischem -er (Peter, Dieter), oder

¹⁰ Ursprünglich markierten diese Namen Geschlecht durch Genus (womit sie Verfahren c) nahekamen): Als Komposita im Germanischen musste das Zweitglied bei Frauennamen feminin und bei Männernamen maskulin sein: *Gerbild* (f.) – *Gerbrand* (m.).

auf -o (Marco, Niko) – wovon wiederum Frauennamen ausgenommen sind, das heißt, insbesondere die qualitativen Auslaute unterscheiden sich. Man hört also Namen an (Tests mit unbekannt Namen haben dies bestätigt), ob sie auf Frauen oder Männer referieren, ganz egal, ob es sich dabei um eine Wortbildung handelt (Paula) oder nicht (Mia). Diese Namenstrukturen und ihre Genderassoziationen resultieren ebenfalls aus sprachlichen bzw. kulturellen Praktiken, die einseitig Frauen aus Männernamen generieren, indem an Männernamen Suffixe wie -a, -e, -ina, -ine, -ette geheftet werden.¹¹ Diese morphologischen Verfahren können unproduktiv werden. Wegen ihrer hohen Frequenz erstarren sie als wahrgenommene Muster langfristig zu prosodisch-phonologischen Strukturen wie vokalische Auslaute, längere Wortkörper, Akzentsprünge, konkrete Vokalqualitäten (echte Suffixe sowie eine männliche Namenbasis werden verzichtbar). Diese Klangmuster sind mit Weiblichkeit assoziiert, während die Lautstrukturen ursprünglich morphologisch unaffizierter Namenkörper (konsonantische Auslaute, kürzere Wortkörper, Initialakzente) männlich aufgeladen werden. Solchermaßen sedimentierte Muster lassen sich für anderweitiges *doing gender* nutzen, etwa bei Produktnamen zum *gender marketing* (Cassidy, Kelly & Sharoni, 1999; Ackermann, 2011). Linguistisch ausgedrückt haben Reanalysen an der Morphologie/Phonologie-Schnittstelle stattgefunden, Einheiten der höheren sprachlichen Organisationsebene der Morphologie sinken zu purer Phonologie und Prosodie ab.

Mit *doing gender* und genderisierten Namenstrukturen sind in besonderer Weise Transgender-Personen befasst, die im Zuge ihres Geschlechtswechsels auch ihren Rufnamen wechseln und sich den (oder die) neuen Namen selbst aussuchen können. Das Transsexuellengesetz (TSG) regelt den Namenwechsel. Seit 1981 gab es mehrere Änderungen, die die Relevanz des Rufnamens insofern gestärkt haben, als weitere Bedingungen für die Anerkennung des Geschlechtswechsels sukzessive gestrichen wurden: Beinhaltete 1981 eine Änderung der Geschlechtszugehörigkeit neben dem Namenwechsel noch eine Hormonbehandlung und eine Operation, die zur Fortpflanzungsunfähigkeit führen musste, so sind nach und nach diese und weitere Bedingungen gefallen. Was bleibt, ist der Rufnamenwechsel als einziges Erfordernis insofern, als gegengeschlechtliche Rufnamen nicht erlaubt sind. Dies erhöht die Relevanz des Namens für die Geschlechtsangleichung, mehr denn je

11 In vielen Sprachen (z.B. Französisch, Niederländisch, Friesisch) generiert man systematisch Frauennamen durch Diminution von Männernamen (doch nie umgekehrt), d.h. *Hänschen* und *Kläuschen* sind dort nicht kleine Jungen, sondern Mädchen bzw. Frauen: frz. Jean > Jeanette, Henry > Henriette, nl. Jan > Janneke, fries. Claas > Claaske. Auch hier diffundieren kulturelle Einstellungen ins Sprachsystem.

markiert er juristisch die Transition. So überrascht es nicht, dass – wie Schmidt-Jüngst (im Erscheinen) feststellt – Zeitungsschlagzeilen und Buchtitel über Trans-Personen den Namenwechsel zum Synonym für den Geschlechtswechsel machen: »Aus Yvonne wird Balian«, »Aus Bradley wird Chelsea Manning«, »Anne wird Tom – Klaus wird Lara« (Rauchfleisch, 2013).

Die Relevanz dieses Namenwechsels für Transsexuelle wurde bislang unterschätzt und kaum erforscht.¹² Ausnahme ist Gesa Lindemann (1993), die sich mit der Rolle des Namens bei der »Ausbreitung des neuen Geschlechts« (Lindemann, 1993, S. 157) befasst. Namen sind bifunktional, indem sie neben dem Geschlecht das Individuum bezeichnen. Diese beiden Anforderungen gilt es bei der Namensuche in Passung zu bringen und dies erklärt die unterschiedlichen Abstände des neuen Namens zum alten. Im Minimalfall ändert man nur das sprachliche ›Genital‹ (Martin – Martina, Andrea – Andreas), andernfalls den gesamten Namen, wobei der phonologische Abstand zwischen altem und neuem Namen eine große Rolle spielt. Dieser Konflikt lässt sich in den Daten des Mainzer Transgender-Projekts erkennen. So betont Transmann Tom die Bedeutung der falschen Geschlechtsassoziation:

»Ich hab mich immer gewehrt gegen meinen ursprünglichen Namen. Der lautete Annabella. Ich hab das -la von Kindesbeinen an gekürzt, weil ein Name, der auf -a endet, für mich überhaupt nicht geht. Dann war das Annabel und ich fand es immer noch irre schlimm. Ich dachte immer: Ich will einen kurzen Namen!«.

Deutlich geht hervor, welche Abscheu die weiblich assoziierten Namenstrukturen a-Auslaut und Namenlänge verursachen. Derselbe Transmann geht sogar so weit, einen potentiell movierbaren Namen auszuschließen: »Und ich wollte auch einen Namen, den man nicht weiblichen kann«. Allein die potentielle onymische Transition ruft das andere Geschlecht so stark auf, dass ein solcher Männername tabu ist.

Dagegen hebt Transmann Roman die Individualität hervor, wenn er darüber nachdenkt, seinen alten Namen als Drittnamen zu integrieren:

»Ich will meinen weiblichen Namen als Drittnamen haben, weil er einfach ein wichtiger Teil war und ich denke nicht ungerne an die Zeit zurück«.

12 Diesem Defizit wird in dem DFG-Projekt »Onymische Grenzmarkierungen: Die Selbstbenennung von Transsexuellen« begegnet (Schmidt-Jüngst, 2015). Hier werden einige Ergebnisse geliefert, die v. a. auf Interviews, teilweise auch Online-Befragungen von ca. 240 Trans-Personen basieren. Manche Namen wurden weggelassen, manche auf Wunsch der Betroffenen abgeändert und in einen vergleichbaren Namen überführt, der das zu zeigende Phänomen ebenso gut darstellt.

Öfter kommt es vor, dass nur der Anlaut des Namens konstant bleibt, was mit der Unterschrift begründet wird. Meistens wird jedoch die individualisierende Funktion geopfert, weshalb viele noch lange von ihrem alten Namen als ›dem richtigen‹ sprechen. Die angestrebte Geschlechtskonversion erfordert die radikale Unsichtbarmachung der alten Geschlechtszugehörigkeit, der alte Name ist tabu.¹³ Diese immense Bedeutung des neuen Namens als performativer Teil des Geschlechtswechsels hebt Lindemann (1993) mehrfach hervor:

»Insofern ist der Name dem Körper vergleichbar, denn es ist die Wortmaterie selbst – das Schriftbild bzw. der Klang [...] –, die mit einer geschlechtlichen Bedeutung aufgeladen ist. Der Name ist, wie der Körper, ein objektiviertes Geschlecht; das gleiche gilt für die Personalpronomen. Die Nennung des Namens kann so den gleichen Effekt haben wie das Sichtbarwerden des nackten Körpers«. (1993, S. 157)

Mit dem Personalpronomen wird die frequenteste, obligatorischste und unumgänglichste sprachliche Offenbarung von Geschlecht angesprochen (siehe Abs. 1), über seine Verwendung hat die Transperson noch weniger Macht als über den Namen. Langfristiges Ziel ist es, das Umfeld dazu zu bringen, nicht nur den neuen Namen, sondern auch das Pronomen ohne jegliches Zögern zu gebrauchen: »Wenn einer nurn Moment nach Luft schnappt, dann weißte sofort, was Sache is« (eine Trans-Person in Lindemann, 1993, S. 158). Im Gegensatz zur Bifunktionalität des Rufnamens ist das Pronomen monofunktional: Es bezeichnet ausschließlich Geschlecht. Dies macht das Pronomen für das Umfeld noch schwieriger verwendbar als den neuen Namen, abgesehen davon, dass Pronomen dauernd vorkommen und kaum ersetzbar sind – die Ersetzung eines Nomens ist ja genau ihre Aufgabe. Meist werden sie später als der neue Name verwendet. Lindemann (1993, S. 167) zitiert einen Transmann mit den Worten: »Meine Mutter redet mich heute noch mit ›sie hat‹ und ›ich habe ihr‹ und so, sie gebraucht zwar meinen männlichen Vornamen aber ansonsten is es ›sie‹ und ›ihr‹ und all son Scheiß«. Die Häufigkeit, mit der im Bekanntenkreis neuer Name & neues Pronomen verwendet werden, entspricht dem Grad der Anerkennung der neuen Geschlechtszugehörigkeit. Dabei muss der richtige Moment des Namenwechsels gut bedacht sein: »Weil das sprachliche Geschlecht wie der Körper eine objektive Realität besitzt, vermeiden es Transsexuelle, den Namen und vor allem die Personalpronomen zu früh zu wechseln« (Lindemann, 1993, S. 159).¹⁴ Hinzu kommt, dass

13 In den Interviews wird er oft verschwiegen oder »Ausweisname« genannt, in Trans-Kontexten ist er der »dead name«.

14 Für das persönliche Umfeld (Familie), das seit langem das Ausgangsgeschlecht der Trans-Person kennt, ist es besonders schwierig, den neuen Namen und

die onymischen Gendermarker auch mit denen anderer Zeichensysteme (körperlichen, stimmlichen, vestimentären) in Kongruenz zu bringen sind. Trans-Personen, mehr noch Transfrauen, stehen unter größerem Druck als Cis-Personen (als mit ihrem körperlichen Geschlecht identische Personen), Geschlechterstereotype zu erfüllen. Cis-Frauen »dürfen sich z.B. eher männlich verhalten, ohne dadurch ihr Geschlecht zu riskieren« (Lindemann, 1993, S. 171). Eine Transfrau kann durch gleiches Verhalten ihre neue Geschlechtszugehörigkeit gefährden.

Trans-Personen wollen die Geschlechtergrenze aber möglichst schnell und unauffällig passieren, die alte Zugehörigkeit soll unsichtbar gemacht und vergessen werden. Damit affirmieren sie auf besondere Weise die Zweigeschlechtlichkeit. Durch die Transition wird nicht die Geschlechtergrenze in Frage gestellt, im Gegenteil: Verwischt sie jemand, so wird die Geschlechtszugehörigkeit dieser Person in Frage gestellt. Dem offiziellen Rufnamen kommt eine besondere Bedeutung zu, da er den Geschlechtswechsel öffentlich macht und mit einer amtlichen Personenstandsänderung einhergeht.

Bei unserer Untersuchung zum Namenwechsel konnten wir nun drei bemerkenswerte, onomastisch relevante Beobachtungen machen, die unter anderem die empfundene Affinität des Namens zum Körper unterstreichen: a) Es wird kein *overdoing gender* betrieben, b) es kommt zu (Re-)Naturalisierungsbestrebungen, und c) der Name wird bei der Transition wie ein zu bearbeitender Körperteil begriffen, indem er in direktem Kontext körperlicher Eingriffe und Veränderungen verhandelt wird.

a) Beim neuen Rufnamen wird in der Regel kein onymisches *overdoing gender* praktiziert, so wie es sich in anderen Zeichensystemen der Herstellung von Geschlecht (Kleidung, Gestik, Mimik, Stimme) finden lässt: Ziel ist maximale Unauffälligkeit, das schnelle Aufgehen in der neuen Geschlechtsklasse. Aus diesem Grund werden auch keine geschlechtsneutralen Namen gewählt. Rückfragen zum Namen sollen möglichst vermieden werden, es soll nicht der Verdacht der Transsexualität aufkommen. Der Name darf kein Outing sein, das Trans-Sein soll langfristig wieder verlassen werden. So sagt eine Transfrau über ihren neuen Namen:

»Da kommt keiner auf die Idee, dann hinterher die Frage zu schicken: Das ist aber ein komischer Name, sind Sie transsexuell? Das habe ich wirklich befürchtet. Weil Transsexuelle, die sich mit allzu ungewöhnlichen Namen

vor allem das neue Pronomen anzuwenden, besonders dann, wenn *über* die betreffende Person gesprochen wird, was ja erst die geschlechtsdefiniten Pronomen der 3. Person auf den Plan ruft. Solche sensiblen Momente bestehen beim Mithören eines Telefonats, in dem die Trans-Person thematisiert wird, oder im Restaurant, wo man mit dem Kellner über die Bestellungen der anderen verhandelt. Viele Trans-Personen wissen um diese Schwierigkeiten und gestatten dem Umfeld mehr oder weniger großzügig Missgriffe.

schmücken, das kann sich Ende der 70er Jahre, wo ich geboren wurde, keiner ausgedacht haben.«

Die meisten Trans-Personen versuchen nicht, sich neu zu erfinden. Wie oben ausgeführt, transportieren Namen auch andere soziale Differenzen, die theoretisch genutzt werden könnten. Ungeliebte Co-Marker können zwar abgestreift werden, doch werden umgekehrt neue Marker eher selten gesucht. So hätte sich ein Transmann zwar gerne nach seinem Großvater Theodor benannt, doch war ihm die Bedeutung ›Geschenk Gottes‹ dann »doch eine Spur zu gläubig«. Eher wird der Name zum Ausdruck der eigenen Persönlichkeit genutzt. Eine Transfrau gibt sich einen friesischen Namen, da sie als Kind oft in Friesland war. Tendenziell wählen sich Trans-Personen mehr Rufnamen als sie vorher hatten (meist zwei bis drei), was Spiel-, Test- und Wahlmöglichkeiten eröffnet. Es ist schwierig, selbst den einen Namen, der für den Rest des Lebens gelten soll, zu wählen. Transmann Tom Ray steuert mit dem ersten Namen Normalität und Unauffälligkeit an, mit dem zweiten das Gegenteil. Er will damit die Verehrung eines Fotografen kundtun:

»Okay, Allerweltsname: Tom. Kurz. Nur eine Silbe. Wunderbar. Aber zu sehr allerweltsmäßig. Ich wollte es kombinieren mit einem zweiten Namen, der es dann wieder einzigartiger macht. Ich bin Hobbyfotograf und Man Ray war ein großer Fotograf und da hab ich gedacht: ich kombiniere jetzt Tom mit Ray. Tom Ray, das klingt dann auch nach Künstlernamen.«

Im Alltag nutzt er Tom, wenn er Fotos veröffentlicht, Ray. Sehr oft wird explizit ein zum Alter passender Name gesucht, richtiges Alter und Geschlecht sind somit die wichtigsten Differenzen. Indem Transpersonen sich bei der Namenwahl an ihre Eltern wenden oder selbst einen unauffälligen Namen aussuchen, bleiben sie bei dem für ihre Generation typischen Inventar.

b) Vielgestaltig äußern sich *(Re-)Naturalisierungsbestrebungen*. Kinder kommen so selbstverständlich zu ihrem Namen wie auf die Welt: Er wird ihnen von den Eltern mitgegeben wie ihr Körper und ist von Anfang an da. Namenwechsler wünschen sich nicht selten auch eine solche Namenempfängnis und treten an ihre Eltern heran, um sie nach dem Namen zu fragen, den diese ihnen im Fall des anderen (›richtigen‹) Geschlechts gegeben hätten. Das Benennungsrecht wird an die Eltern zurückgespielt. So sagt ein Transmann: »Und als Zweitnamen [will ich] den Namen nehmen, den quasi meine Mutter mir gegeben hätte, wenn ich ein Junge geworden wäre«. Andere fühlen sich mit der Selbstbenennung überfordert oder überprivilegiert und delegieren sie an andere Personen. Eine Transfrau ließ sich ihren dritten Namen Sophie von ihrem besten Freund geben, um auch von außen benannt zu werden:

»Aber einen Namen zu haben, bei den ganzen selbstgesuchten, der mir wirklich gegeben worden ist, ist auch nicht schlecht [...] Ein Name gehört zu einem Menschen wie nichts anderes. Alles andere ist veränderbar. Der Körper verändert sich, man kann da irgendwas bewusst verändern durch die Medizin, aber der Name ist so ein Ding, das man sein Leben lang hört.«

Hier wird der Name als unverrückbarer und stabiler als der Körper erlebt, der Name ist für die Betroffene der härtere Marker. Er wird sogar als weniger bearbeitbar als der Körper begriffen, was angesichts der schmerzvollen OPs erstaunt.

Eine andere Transfrau, die ihren alten Namen moviert hat, sieht es als ein solches Privileg an, sich selbst benennen zu dürfen, dass sie dies nicht durch die Wahl eines komplett anderen Namens ausnutzen will:

»Naja, ich wollte das Privileg nicht nutzen, mir selbst einen Namen wirklich auszusuchen. Und da hab ich gesagt: Ja, ich bleib halt bei meinem alten in der Nähe. Ich sehe das als eine Art unfair. Andere Leute können sich auch keinen Namen aussuchen, warum sollte ich das dürfen.«

Viele verwenden für die Namenwahl unpersönliche, naturaffine Formulierungen wie »der Name findet sich«, »ist in mir entstanden«, »hat sich gut angefühlt«. Die bewusste Wahl des eigenen Namens wird als unerhört empfunden, der Name als auf einen zukommend konzipiert. Manche praktizieren Riten und lassen die Natur mitentscheiden wie folgender Transmann, der den Namen Dean verworfen hat:

»Wir waren am Meer, ich hab ein großes Herz in den Sand gezeichnet und hab den Namen Dean reingeschrieben. Und hab mir das Herz die ganze Zeit lang angeschaut und die Wellen haben aber sehr schnell dieses Herz auch wieder mit zurückgenommen und in dem Moment war mir klar, es fühlt sich nicht an wie Dean.«

Nicht selten verorten sich Trans-Personen (öfter Transmänner als -frauen) in der eigenen Familienlinie. So sagt Christian Manfred: »Christian gab mir meine Mutter, als sie mich dann auch als ihren Sohn anerkannt hat. Manfred hieß mein Großvater und war der Mensch, der mich am meisten prägte«. Auch dies ist ein Renaturalisierungsversuch: Der Name wird in die Vererbungslinie eingereiht.

c) Überaus deutlich manifestiert sich die empfundene *Körperlichkeit des neuen Namens*, die performative Relevanz des Namenmarkers für den Geschlechtswechsel: Der Name ist das neue Geschlecht und nicht nur ein Zeichen oder Verweis darauf. Manchmal wird der alte, »falsche« Name sogar als erstes Indiz für das »falsche Geschlecht« empfunden:

er passt nicht mehr zu den anderen Geschlechtszeichen in Kleidung und Habitus: »ich bin nur einfach aus diesem Namen rausgewachsen«. Auch geht die Bearbeitung des Körpers Hand in Hand mit der Bearbeitung des Namens: So verhandelt ein Transmann den neuen Namen in unmittelbarem Zusammenhang mit den beiden tiefgreifendsten somatischen Eingriffen, der Hormontherapie und den Operationen. Er fasst ihn zu den »Pfeilern des Mannseins«:

»Also ich hab mir ein paar Pfeiler rausgesucht, auf die mein ganzes Mannsein fußen soll. Die OPs, die ich gemacht habe, sind nicht rückgängig zu machen, und das ist sehr gut so. Mein Name, das ist auch so ein Pfeiler, ist sehr gut so. Also ich hab noch ne OP gemacht, Gebärmutter-OP. Und das sind so Sachen, die unterschreib ich, also das passt. [Mit der begonnenen Hormonbehandlung allerdings zaudert er noch.] Aber beim Namen – glasklar! Alles gut! Auch Personenstand, das bleibt so! Es gibt bestimmte Punkte, die sind fest, daran rüttle ich nicht mehr.«

An dem Namen wird der Vorteil des eindeutigen Geschlechts geschätzt, die klare Dichotomie und wohlgestaltete Geschlechterdifferenz, die er verkörpert. Ein Transmann hat seinen Namen noch nicht offiziell gewechselt, doch sobald dies getan ist, sind die Fakten geschaffen, dann will er die Brustamputation durchführen. Der abrupte Namenwechsel wirkt wie ein Schalter und beschleunigt den Übertritt ins neue Geschlecht, während die körperliche Transition graduell verläuft und Ambiguitäten einschließt: »Ich identifiziere mich mehr mit dem Namen [als mit dem Körper]«. Deshalb muss der Zeitpunkt der Bekanntgabe des neuen Namens wohlbedacht und in engem Verbund mit den anderen Geschlechtsmarkern erfolgen: Diskordanzen und potentielle Irritationen sind zu vermeiden.

Eine Transperson hat sich sowohl den neuen Namen als auch den OP-Termin eintätowieren lassen, eine andere hat ihren offiziellen Geburtstag auf den Tag der amtlichen Namenänderung verlegt. Die gleiche Person hat neun Monate für den Namenwechsel benötigt: »also da bin ich eben mein eigenes Kind«. Eine dritte hat den Friedhof gewählt, um allen Bekannten den Abschied vom alten und die Geburt des neuen Namens und Geschlechts zu verkünden. Für die Köpfernähe spricht auch die Tatsache, dass man reflexhaft-somatisch auf seinen neuen Namen reagieren können muss, um ihn als den richtigen zu begreifen. So berichtet Marco von seiner Zeit der Namensuche und des Austestens verschiedener Optionen: »Und dann hat sich der eine umgedreht und hat dann über den Tisch einfach ›Marco!‹ gerufen und ich habe mich tatsächlich umgedreht danach. Und dann war ich so: ›Jaaa!‹ [emphatisch]«. In einem anderen Fall hat sich ein Namenprovisorium aus Versehen erhärtet: Taja würde eigentlich lieber Anna heißen, aber ihr Provisorium, das

ihr zu auffällig ist, ist an ihr haften geblieben: Sie wurde unterdessen zur Taja. Obwohl sie diesen Namen »aus der Not geboren« hatte, hat sie sich damit so gut arrangiert, dass kein Namenwechsel mehr in Frage kommt.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Relevanz des phonologischen und graphischen Namenkörpers: Die Namenwechsler/innen machen sich viele Gedanken über seine materielle Beschaffenheit und bewerten ausführlich Laute und/oder Buchstaben. Bestimmte Laute dürfen oder sollen enthalten sein, andere keinesfalls, meist, weil sie an den alten Namen erinnern. Transmann Roman erträgt zum Beispiel kein [i]:

»Ich hatte das Gefühl, ich passe zu dem Klang. Roman ist ein sehr satter Name, sehr tief. So ein bisschen melancholisch, aber auch rund von den Buchstaben her. [...] Diese zwei Silben Roman implizieren was Bodenständiges, in sich Ruhendes, als irgendein Name, wo ein i drin vorkommt. Vielleicht weil mein ursprünglicher Name ein i drin hat. Dass ich mir gedacht hab: Da brauche ich das Gegenteil davon.«

Taja sagt: »Und von der Sprachmelodie muss es schön sein. Es dürfen eben keine Konsonantenpaare oder so drinsein, die den Namen hart machen.« Den Namen Gabriele, den sie »eigentlich« schön findet, verwirft sie wegen der »disharmonischen« Konsonanten [br]. Offensichtlich spielen hier die (oben erwähnten) typischen phonologischen Eigenschaften von Männernamen wie Konsonantencluster herein. In dieselbe Richtung (Flucht vor phonologisch genderisierten Namen) weist die Abscheu vor dem Auslaut -a in Annabella, die Tom im Zitat oben zum Ausdruck bringt.

Schließlich muss der Name auch gut »von der Hand gehen«, das heißt, regelrecht eingeübt werden, damit er physisch gut handhabbar und so Teil des Körpers wird:

»Also man muss den Namen wirklich öfter hören, öfter sagen, öfter schreiben. Also gerade Schreiben finde ich noch einprägsamer. Weil ich auch unterschreibe damit. Ab da verinnerliche ich dann das wirklich. Wenn ich unterschreibe oder wenn ich den Namen schreibe. Oder wenn ich etwas tippe.«

2.1 *Onymisches* undoing gender

Obwohl das Namensgesetz dafür keine Grundlage bietet, wurde die Dienstanweisung an Standesbeamte, Kindern nur geschlechtsoffenkundige Namen zu geben, jahrzehntelang befolgt: »Einen Dauerkampf führen die Standesbeamten mit den Eltern um das Prinzip der Ge-

schlechtsoffenkundigkeit von Vornamen« (Diederichsen, 1989, S. 341). In einem Referenzwerk für Standesämter leistet der Onomast Wilfried Seibicke Widerstand gegen drohende geschlechtsneutrale Rufnamen und verteidigt die Geschlechtergrenze:

»Meines Erachtens könnte man hier von juristischer Seite stärker regelnd eingreifen und damit zur Erhaltung der Ordnungsfunktion des Namens beitragen, zum Beispiel, indem man festlegt, dass *Kevin* als rein männlicher Vorname anzusehen ist, dass *Dominique* analog zu *Monique* und in Übereinstimmung mit der deutschen weiblichen Endung -e nur (noch) als weiblicher Vorname zugelassen wird oder dass *Heike* künftig den Mädchen vorbehalten ist. [...] Muss man *Toni*, *Sigi* und ähnliche Formen unbedingt als amtliche Namen zulassen? Könnte man es nicht so halten, wie es jahrhundertlang üblich war: volle Namensform für die Urkunden, Kurz- und Koseformen für den persönlichen, privaten Umgang? [...] Solange aber die derzeitige Regelung noch besteht, appelliere ich an die Eltern, die Nachteile, die ein amtlich eingetragener geschlechtsneutraler Vorname im öffentlichen Leben mit sich bringt, ernsthaft und gründlich zu bedenken« (Seibicke, 2002, S. 15/16).

Immer wird das namentliche Geschlecht mit der Phonologie begründet. Hier wird der Auslaut -e als weiblich erklärt. Namen klingen auch dann männlich oder weiblich, wenn sie unbekannt sind (siehe Oelkers, 2003). Gerhards (2010) legte Studierenden neue US-amerikanische Namen vor. Mit klarer Mehrheit wurden *Lamecca*, *Maleka*, *Shatrye* weiblich und *Oukayod*, *Cagdas*, *Rashueen* männlich klassifiziert, das in Abs. 2.1 beschriebene Wissen um genderisierte Lautstrukturen wird produktiv angewandt. Probleme bereiteten Namen wie *Shameki* und *Chanti*, denn -i – typisches Kennzeichen von Kosenamen – ist ambig, was auch Seibicke (2002) bei *Toni* und *Sigi* moniert.

Eine erste Erschütterung der onymischen Geschlechtertrennung erfolgte 2008 durch das sogenannte Kiran-Urteil, das zu einer Aussetzung onymischer Geschlechtsoffenkundigkeit führte: Eine indischstämmige Familie wollte ihre Tochter *Kiran* nennen. Das Standesamt befand den Namen für männlich wegen der Endung -an, die mit *Julian*, *Christian* etc. assoziiert wurde – wieder folgte die Zuordnung phonologischen Kriterien. Die Eltern wiesen nach, dass *Kiran* in Indien geschlechtsneutral ist. Deshalb sollten sie dem Namen einen weiblichen Rufnamen hinzufügen, was sie verweigerten. Die anschließende Verfassungsbeschwerde war erfolgreich, denn mit dem Unisex-Namen *Kiran* wurde keine Beeinträchtigung des Kindeswohls sowie der Entfaltung der kindlichen Identität und Individualität verbunden – ein markanter Durchbruch in der bisherigen rechtlichen Argumentation. Inverse Namenvergaben

(Gerhard für ein Mädchen, Susanne für einen Jungen) werden nach wie vor abgelehnt.¹⁵ 2010 wurde der Namensvorschlag Euro für ein Mädchen nur deswegen zurückgewiesen, weil er männlich klang (sie heißt heute Eurone).

2013 kam es zur Aussetzung der Geschlechterfassung. Im Fall intersexueller Kinder wurde eine Änderung des Personenstandsgesetzes erwirkt: »Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so ist der Personenstandsfall ohne eine solche Angabe in das Geburtenregister einzutragen« (PstG §22.3). Bis dahin war ausschließlich vorgesehen, den Kindsnamen und das Geschlecht einzutragen. Doch hat der Gesetzgeber nicht die Frage bedacht, ob überhaupt, wann bzw. wie ein geschlechtsuneindeutiges Kind benannt werden soll, wenn das Nameninventar binär ist. Im Fall einer geschlechtsvereindeutigenden Operation würde das Zootierprinzip greifen (erst Geschlecht, dann Name), doch ist eine solche nicht verpflichtend (wenngleich zu über 90% üblich). Schmidt-Jüngst (2013) berichtet von der Auskunft des dafür zuständigen Fachreferats des Innenministeriums, das zunächst auf das Namensgesetz rekurriert und schreibt, dass der Rufname gar nicht über das Geschlecht des Kindes informieren müsse, nur im Fall sogenannter Kindeswohlgefährdung. Außerdem verweist es auf die Möglichkeit inverser Namenvergabe im Fall ausgeprägter Religiosität (Maria als männlicher Zweitrufname). Deshalb wird die Kombination von zwei (oder mehr) Namen mit unterschiedlicher Geschlechtsanzeige (»sowohl als auch«) nahegelegt (androgyn Namen wie Lisa Erik, Noah Christina). Auch geschlechtsneutrale Namen (»weder noch«), von denen es im Deutschen nicht viele gibt, seien erlaubt (Eike, Kim). Damit ist die bislang harte onymische Geschlechtergrenze auch offiziell durchlässiger geworden.

Als Fall *onymischer Grenzüberschreitung (Crossing)* haben Namen zu gelten, die die Grenze passieren, ohne ihre Herkunft zu negieren. Viele Namen sind einseitig movierbar, das heißt, Männernamen lassen sich durch Suffigierung von -a, -e, -ine etc. in Frauennamen transformieren, der umgekehrte Weg ist blockiert. Als historischer Grund für die Femininmovierung wird die frühere Verwandten- und Patennachbenennung angeführt: Um Mädchen auch nach männlichen Vorfahren bzw. Paten benennen zu können, bedurfte es der Movierung. Allerdings war der umgekehrte Fall auch gegeben, ohne dass es zu einer Maskulinmovierung

15 Welch Ungemach der Griff ins »falsche« Nameninventar verursachen kann, schildert das Lied »A boy named Sue« von Johnny Cash, das das Leid eines so benannten und verhöhten jungen Mannes schildert, der dafür Rache an seinem Vater nehmen will. Inspiration für das Lied war ein Richter namens Sue Kerr Hicks aus Tennessee, dessen Mutter bei seiner Geburt starb und deren Namen er deshalb bekam.

kam. Hier hat man nur zu lautlich ähnlichen Männernamen gegriffen (Patin: Maria, Täufing: Martin). Bilateraler Grenzverkehr war dagegen im Ostfriesischen möglich (Tammena, 2009): Meist durch Suffigierung von -ius, -us oder -o, manchmal auch von -hard, -bert und Ähnlichem, konnten im 17.–19. Jahrhundert Männer- aus Frauennamen gewonnen werden, ebenfalls aus der Notwendigkeit von Nachbenennungen heraus: (Chri)Stine → Stineus, Laurelia → Laurelius, Katharina → Katharinus, Katharino, Cathrinus, Trinus, Trino, Kathemann, weitere sind Gretus, Greto, Grethard, Annebert, Telsman, Ulrikëus, Dorotheus, Sophius, Olgo, Frauko. Das Suffix ist jeweils ein overter Marker der anderen Klasse und macht das Geschlecht unmissverständlich deutlich, so dass die Sprache hier ›sprachliche Genitalien‹ bietet.

Eine Steigerung dessen beschreibt Tammena (2009, S. 137–139), wonach Männer- zu Frauen- und wieder zu Männernamen »rückmoviert« werden konnten (›doppelte Wandlung« – den umgekehrten Fall erwähnt er nicht), zum Beispiel Clas (m.) → Clasina (w.) → Clasinus (m.), Folkert → Folkertdina → Folkertdino, Ulrik → Ulrike → Ulrikëus. Hier enthält der Name ein weibliches und ein männliches ›Genital‹, wobei dasjenige an der äußersten Peripherie das Namengeschlecht bestimmt.¹⁶

Doch nicht alle Namen können die Grenze passieren: Viele lassen sich nicht movieren (Walter, Rolf) oder haben kein gegengeschlechtliches Pendant (Tanja, Anne). Solche Namen dürften die Binarität stärker affirmieren als solche, die sich movieren lassen (Martin).

Onymische *Hybridisierung* wurde bereits im Fall intersexueller Kinder mit hybriden Doppelnamen wie Lisa Erik erwähnt. Indem androgy-

16 Tammena (2009) stellt auch fest, dass es vor allem im 19. Jh. zu vielen Gender-Hypermarkierungen kam, die als Reaktion auf die überaus zahlreichen Unisexnamen zu deuten sind: »Man war jetzt bemüht, das Geschlecht der NamenträgerInnen deutlicher hervorzuheben (z. B. Bene war männl. u. weibl., Benus deutlich männl.)« (195). Sehr häufig kam es dabei zu Movierungen bereits genuin weiblicher bzw. männlicher Namen: So wurde die romanische Endung -ina/-ine inflationär an bereits weibliche Namen gehängt, umgekehrt lat. -us/-ius u.Ä. an Männernamen. Greta wurde so zu Gretelina hypermarkiert, Adelheid zu Adelheidina, Frauke zu Fraukea. Umgekehrt wurde Wybrand zu Wybrandus, Herbert zu Herbertus etc. Ob es sich hierbei in erster Linie (als intendierter Haupteffekt) oder auch nur in zweiter Linie (als Nebeneffekt) um ein *overdoing gender* handelt, ist bislang ungeklärt, denn zumindest anfangs scheinen mit solchen Latinisierungen Statusanzeigen (*doing class*) verbunden gewesen zu sein (Bürger, Geistliche, Studenten), auch wenn diese Latinisierungen später in alle Schichten diffundierten. Ähnlich bei den Frauen, deren zusätzliche, dem Französischen entstammende Suffixe wahrscheinlich eher modern, schick und edel wirkten. Evtl. steht also die Markierung anderer Differenzen im Vordergrund, womit Geschlecht nur zu einer Co-Differenz absinkt.

nen Namen das Sowohl-als-auch zweier sich üblicherweise ausschließender Geschlechtskategorien betonen, erzeugen sie eine Spannung (vgl. Conchita Wurst). 2013 hatte Lufthansa in einem Preisausschreiben Schwed/innen adressiert, die bereit wären, sich in Klaus-Heidi umzubenennen. Umbenennungen sind in Schweden leicht möglich, mehrere Dutzend Personen nahmen teil. Das Beispiel Klaus-Heidi bezieht seinen Witz daraus, Unvereinbares zwangszuvereinbaren.¹⁷ Im Fall des Namenwechsels bei Transgender-Personen kommt dieses Verfahren nie vor: Es dramatisiert die Ambiguität, die beim Geschlechtswechsel genau vermieden werden soll.

Ein subtiler Fall der *Grenzverwischung* (*Dekonturierung*) hat sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland ereignet: Die Nameninventare bleiben zwar weiterhin getrennt, die Binarität gewahrt, doch greifen die Eltern immer mehr auf solche Namen zu, die nach dem anderen Geschlecht klingen: Sie verringern also die phonologische Distanz zum anderen Geschlecht durch die Wahl ähnlich klingender Namen. Waren nach dem Zweiten Weltkrieg Mädchennamen, wie in 2.1 berichtet, bedeutend länger, vokalreicher und seltener auf der ersten Silbe betont (Katharína, Renáte) als Jungennamen (Kláus, Péter), hat sich dies heute geändert: Jungennamen sind länger und vokalreicher geworden (Andréas, Christian), Mädchennamen kürzer und initialbetonter (Léna, Mía), das heißt, seit den 1970er Jahren hat eine phonologisch-onymische Geschlechterrückstufung stattgefunden. Auffällig bei beiden Geschlechtern ist die Zunahme an Ähnlichkeiten, zum Beispiel an Hiaten (Vokalfolgen wie in Lea, Noah). Auch nehmen die Jungennamen Abstand von ihrem charakteristischen -er-Auslaut [ɐ] (1945: Peter, Dieter, Günther, Werner) und vielen Konsonantenclustern (Klaus, Horst), während sie in unbetonten Silben immer öfter [a] und [i] verwenden (Christian, Maximilian) und sich damit bislang als ›weiblich‹ geltenden Strukturen annähern. Insgesamt findet ein formales Degendering statt. Die phonologische Geschlechtergrenze wird unterminiert, wengleich die Inventare weiterhin getrennt bleiben. Dies macht die Geschlechtszuweisung konventioneller, ihre Marker werden abgebaut. Seit ca. 2000 fällt auch das bislang exklusivste und stabilste Weiblichkeitsmerkmal, der Auslaut auf -a, indem zunehmend Jungennamen wie Luca, Noah (ferner Mika, Nicola, Joshua, Elia) vorrücken – meist italienische oder hebräische Männernamen, die noch wenige Jahrzehnte zuvor genau wegen dieses Auslauts weiblich einsortiert worden wären (siehe Andrea, Gabriele). Damit wird ein besonders fester und salienter

17 Instrukтив sind Benennungen von Tieren, da sich Humor und Ironie seitens ihrer Namengeber nicht verbietet. Kraß (2014) erwähnt in seiner Untersuchung zu Katzennamen, dass es zu Hybriden wie Karl-Doris komme, wenn sich das vermutete Geschlecht bereits benannter Katzen als falsch herausstelle.

Gendermarker enthärtet. Dem entsprächen umgekehrt weibliche Ein-silber, möglichst auf Konsonant, die wenn, dann aus dem Englischen zu gewärtigen wären, zum Beispiel Kate, Liv, Kim, Grace. Noch sind sie allerdings nicht unter den Top 100. Auch Migration lässt erwarten, dass mehr Namen aufkommen, die die traditionellen Strukturen unterlaufen.

Eine weitere Grenzverwischung findet bei Kosenamen statt, die aus bestehenden Rufnamen gewonnen werden. Mehrere Verfahren können zu echten Unisexnamen führen. Hier sind diejenigen Namen von Belang, die in ihrer Basis (Stamm) das Geschlecht konventionell enthalten, etwa Wolfi aus Wolfgang oder Susi aus Susanne. Wolfi und Susi sind sich formal ähnlicher als Wolfgang und Susanne, ihre phonologische Distanz ist geringer. Das finale i (oder -y) setzt sich an die üblicherweise geschlechtssalienteste Position und verdeckt das ›sprachliche Genital‹. Nur der Stamm sichert die Geschlechtsinformation ab. Dieser kann auch allein vorkommen: Wolf < Wolfgang, Barb < Barbara.

Andere Kosenamen können sich komplett ihres Geschlechts entledigen, womit der Fall einer *Grenzauflösung* (*Entdifferenzierung*) gegeben ist. Sowohl i-Suffigierung als auch Trunkierung können aus Rufnamen geschlechtsindefinite Kosenamen generierten, was zu identischen Namen führen kann, siehe Rufnamenpaare vom Typ Ulrike/Ulrich > Uli¹⁸ oder Alexandra/Alexander > Alex. Hier wird, abermals am Namenende operierend, das Geschlecht entdifferenziert. Auch die häufigen (sprechenden) Koseübernamen vom Typ Schatz(i), Liebling, Darling werden in Paarbeziehungen, wo die Individualwahrnehmung wichtiger ist als das ohnehin bekannte Geschlecht, reziprok verwendet (Hirschauer, 2013; Nübling, 2015, 2017a).

Transgender-Personen nutzen besonders bei ihren *inoffiziellen Namen* (*Spitznamen*) diese Geschlechtsambiguität. Sie können damit am alten Namen andocken und gleichzeitig durch Kürzung (Chris) und/oder i-Suffigierung das alte Geschlecht verdecken, ohne das neue zu offenbaren. Solche Spitznamen werden dem vertrauten Umfeld als Kompromiss angeboten. So sagt Transmann Robert Silvio:

»Innerhalb der Familie [benutzen den neuen Namen] nur meine Schwester, meine Stieftochter und ihr Lebenspartner. Sie benutzen die Kurzform Robbie. Mein Mann kann sich nach 30 Jahren Beziehung nicht daran gewöhnen und bat um den Zweitnamen Silvio, damit er mich weiter Silli rufen kann. Meine Tochter nennt mich der Mutti.«

18 Auf rein graphischer Ebene praktiziert das Englische bei solchen homophonen Namenkurzformen allerdings doch eine Geschlechtsspezifizierung, indem Kurzformen für Mädchen bzw. Frauen vorrangig mit -ie (z.B. Bobbie) und für Jungen bzw. Männer mit -y geschrieben werden (Bobby), s. Wierzbicka (1992).

Die Strategie, alte Koseformen anzubieten, ist kein Einzelfall. Gegen geschlechtsneutrale Kosenamen spricht allerdings die damit verbundene Vertraulichkeit, sein besonderer Status als Beziehungszeichen (Goffman, 1982): Man will nicht von jedem geduzt werden, nur weil man auf Geschlecht verzichtet. Daher beschränken sich solche Kosenamenangebote auf Verwandte und enge Bekannte.

Offizielle *Unisexnamen* sind in Deutschland selten (Eike, Heike, Toni, Kai, Kim, Luca). Im Zuge der Globalisierung und Individualisierung kommen jedoch »exotische« Namen hinzu, die Geschlecht nicht erkennen lassen (Paris, Robin, Riley, Dakota, Jordan). Allerdings haben viele Unisexnamen eine geschlechtliche Schlagseite: Heike und Kim klingen in den Ohren von Hörern eher weiblich, Kai und Luca eher männlich. Auch sind sie diachron instabil: Weder in Deutschland noch in den liberaleren USA (wo Unisexnamen eine längere Tradition haben) gibt es echte sexusneutrale Namen, auf die beide Geschlechter über Jahrzehnte hinweg gleichermaßen zugreifen würden – im Gegenteil: Wie Lieber-son, Dumais & Baumann (2000) nachweisen, tendieren Unisexnamen genau dann zur Vergeschlechtlichung (meist Verweiblichung), wenn sie von beiden Geschlechtern gleichermaßen genutzt werden (Fredrickson, 2007 spricht von *gender polarization*).

Barry & Harper, 1982 haben ermittelt, dass Unisexnamen sich historisch meist aus Männernamen speisen, eine relativ kurze Zeit unisex sind und langfristig als weibliche Namen enden. Diese Einbahnstraße begründet Alford (1988) damit, dass Frauen eher maskulin sein dürfen als Männer feminin, die weiblichen sozialen Rollen zunehmend auf bislang männliche Domänen ausgreifen und Niedrigstatus- an höheren Statusgruppen Anleihen nehmen. Allerdings darf die geringe Halbwertszeit solcher Unisexnamen nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie in anderen Kulturen stabil sein können, etwa der friesischen, die seit Jahrhunderten solche Namen wie Hidde, Holle, Anske, Renk, Sip kennt und nutzt. Wie erwähnt, hat Alford (1988) in seiner kulturvergleichenden Studie ermittelt, dass nur 15% der Sprachen auf Geschlecht verzichten. Dabei gebe es eine Korrelation zwischen Gesellschaftsgröße und onymischer Geschlechtsneutralität: Je kleiner (und homogener), desto eher wird Geschlecht verzichtbar. Dies erfüllt die friesische Gesellschaft im Gegensatz zur US-amerikanischen.

Eine radikale Form des *undoing gender* wird nicht auf dem Namenkörper, sondern bei der Namenvergabe praktiziert, indem persönliches und onymisches Geschlecht gekreuzt werden. Inverse Namenvergaben ohne Movierung gab es in Ostfriesland während des 16.–19. Jahrhunderts. Tammerna (2009) dokumentiert allein 260 Fälle, in denen Mädchen bzw. Frauen reine Männernamen trugen (meist den ihres Großvaters oder Vaters) wie Klaas, Willem, Jacob, Peter, Bruno, Johann. Umgekehrt (doch seltener) hießen Jungen Frauke, Grete, Hedwig. Die

relative Häufigkeit sowie die Gründe dafür sind noch unbekannt, doch scheint zum einen der Name von bei der Geburt verstorbenen Müttern auf den Sohn übertragen worden zu sein, zum anderen konnten Mädchen den Namen ihres (Groß-)Vaters erhalten, wenn keine Söhne vorhanden waren und die Tochter damit erbfähig gemacht werden sollte. Welche weiteren sozialen Konsequenzen ihre männliche Benennung hatte, ist noch nicht geklärt. In jedem Fall motivierten exzessive intrafamiliale Nachbenennungen (*doing kinship*) dieses *cross gender naming*.

In Schweden ist die verpflichtende onymische Geschlechtsindizierung nicht nur abgeschafft worden (*Deinstitutionalisierung*), die Partei »Feministiskt Initiativ (Fi)« wirbt vielmehr dafür, Mädchen bewusst typisch männliche Namen (Björn, Sven) zu geben und umgekehrt, um die bislang segregierten Inventare kräftig zu durchmischen, den Namen möglichst schnell ihr altes Geschlecht zu nehmen und die Entdifferenzierung aktiv voranzutreiben. Auch der hybride Typ Klaus-Heidi würde, wenn er denn breit vergeben würde, den Grenzabbau zum Zweck des Geschlechtsverlusts befördern. Noch aber wirkt er auch in Schweden wie rückertagende Männer oder vollbärtetragende Frauen.

Ebenfalls in Schweden kam es 2017 zu einer Reform des Familiennamenrechts. Als Alternative zu den längst erstarrten Familiennamen wurde bereits im 20. Jahrhundert wieder die ursprünglich produktive Patronymik zugelassen (wie heute noch auf Island üblich): Man darf wieder echte Patronyme oder Metronyme bilden, also an den Rufnamen des Vaters oder der Mutter ›-son› bzw. ›-dotter› ›Tochter› hängen. Das damit verbundene *doing gender* (Namen der Söhne auf ›-son, Namen der Töchter auf ›-dotter) ist nun nicht mehr verpflichtend, denn diese Suffixe wurden jüngst offiziell geschlechtsneutralisiert: Seit neuestem kann sich ein Sven, dessen Eltern Birgit und Göran heißen, Sven Birgitsdotter oder Göransdotter nennen und seine Schwester Ebba entsprechend Ebba Birgitsson oder Göransson. Institutionell wird hier eine Grenze niedrigerissen. Noch ist das Gesetz zu neu, als dass Namen auf ›-son und vor allem auf ›-dotter schon als geschlechtsneutral aufgefasst würden.

Die radikalste Strategie, Geschlecht auf Namen zu verweigern, besteht in der Verweigerung der Kategorie Name selbst. Da Rufnamen der Erwartung an Geschlechtsbekundung ausgesetzt sind, wird diese sprachliche Kategorie hintergangen. Dies betrifft jedoch nur inoffizielle Namen. Praktiziert wird dies von nicht-binären Personen, die sich nicht als Cis-Sexuelle verstehen und mit ihrem Auftreten keinen eindeutigen Geschlechtswechsel implizieren (die folgenden Beispiele sind unseren Online-Fragebögen entnommen). Die Träger von T und TJC betreiben ein *undoing gender*, indem sie bewusst irritieren und den Code selbst, die Namenkategorie unterminieren. So schreibt T: »T ist einfach nur ein Buchstabe, also überhaupt schon mal ein queerer Name, und gleichzeitig

erlaubt er mir mein Leben als Tobias [alter Name] mit einzubeziehen«. Ähnlich TJC: »Ein Kürzel ist absolut geschlechtsfrei. Zudem haben die einzelnen Buchstaben ihre jeweilige Bedeutung als Anfangsbuchstaben ehemals genutzter Namen« – das heißt, Geschlecht wird zurückgewiesen, ihm wird jegliche Grundlage entzogen. Für T bzw. TJC selbst leistet der Name dennoch die Funktion der Individualisierung. Man kann Geschlecht auch durch sprechende Namen (ohne Geschlechtsstereotype) entkommen (Senf, Fox, Flo), wobei Fox nur für die Umwelt transparent ist (der Name entstammt einer Kreuzung aus Four und Six, doch ist sich Fox der anderen Assoziation bewusst). Senf (»non-binary«) führt für offizielle Belange den unauffälligeren Unisex-Namen Toni, um sich vor Nachfragen durch Cis-Personen zu schützen.

Die Geschlechtsindifferenz des Familiennamens nutzte hingegen das Umfeld des aus den Medien bekannten Transmanns Balian Buschbaum. In einem Interview sagt er, dass, lange vor seiner Transition, seine Jugendfreunde den alten Rufnamen vermieden haben. Den der Siez-Domäne zugehörigen Familiennamen haben sie hypokoristisch bearbeitet, ohne dabei auf Geschlecht zu rekurrieren:

»Also die ham mich z.B. auch nie bei meinem Vornamen genannt, sondern immer irgendwas mit meinem Nachnamen gemacht – z.B. Buschbäumchen oder Bäumchen. Es war immer etwas sehr Abstraktes«.

Hier wird also das *not doing gender* von Familiennamen abgeschöpft. Die Diminution entschärft die potentielle Distanz oder gar Aggression, die die blanke Verwendung von Familiennamen evozieren würde.

3. Fazit

Die onymische Geschlechtsbinarität des Deutschen lässt sich auf vielfache Art und Weise bestätigen, hintergehen, zersetzen oder ignorieren, sei es biographisch-individuell, sei es historisch-kollektiv. Weitet man den bislang auf den Namen verengten Blick und betrachtet Personennamen in ihrer mündlichen Verwendung, dann stößt man auf einen diachron rasant zunehmenden genushaltigen Namenbegleiter in Gestalt des Artikels (»die Lea, der Noah«). Dieser ist im Ober- und Mitteldeutschen fest grammatikalisiert, im Norden noch pragmatisch gesteuert. So wie Pronomen zwingen Artikel zur Bekanntgabe von Geschlecht und entlasten möglicherweise den Namen davon in dem Maße, in dem sie an Frequenz gewinnen. Damit fände nur eine Verlagerung der Geschlechtsinformation vom Zentrum in die Namenperipherie statt. Das Geschlecht bleibt abgesichert, und das sogar deutlicher und unmissverständlicher als über variantenreiche und historisch variable Namenstrukturen. Für

die geschriebene Standardsprache gilt jedoch weiterhin Artikellosigkeit. Das sprachliche Medium korreliert also mit unterschiedlichen Grammatiken, wobei Neuerungen immer in der (zunächst regionalen) Mündlichkeit beginnen.

In jedem Fall ist es der Name, der die individualisierende Benennung leistet, Zugehörigkeit(en) markiert und nach wie vor der Erwartung von Geschlecht ausgesetzt ist, auch wenn historisch Entdifferenzierungen stattgefunden haben. Transgender-Personen setzen sich in besonderer Weise mit dieser Dichotomie auseinander. Abb. 1 liefert einen abschließenden Überblick über die empirisch ermittelten Namentypen und skaliert sie zwischen *inoffiziell* und *offiziell* sowie zwischen *not doing*, *undoing* und *doing gender*.

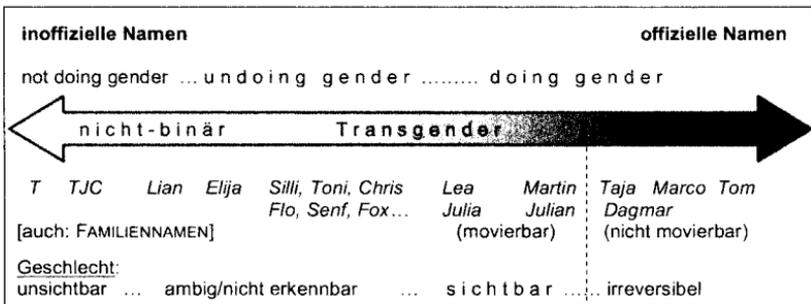


Abb. 1: Strategien der Selbstbenennung von nicht-binären und Transgender-Personen

Die Dichotomie wird üblicherweise affirmiert, die Geschlechtergrenze selbst wird kaum besetzt. Menschen mit offenerem geschlechtlichem Selbstverständnis nutzen indessen genau diesen Zwischenbereich, um diese Grenze zu verwischen. Die Dramatisierung der Grenze durch androgyne Namen vom Typ Klaus-Heidi ist das einzige, was in unseren Daten vermieden wird. Das Aufrufen beider Geschlechter scheint keine Option zu sein, weder für nicht-binäre noch (viel weniger) für Transgender-Personen.

Literatur

- Ackermann, T. (2011): »Aloe Vera vs. Click. Zur phonologischen Kodierung von Geschlecht bei Warennamen (Deodorants)«. *Beiträge zur Namensforschung*, 46, 1–50.
- Alford, R. D. (1988): *Naming and Identity: A Cross-Cultural Study of Personal Naming Practices*. New Haven: HRAF Press.

- Barry, H. & Harper, A. S. (1982): »Naming and Identity: A Cross-Cultural Study of Personal Naming Practices«. *Names*, 30(1), 15–22.
- Cassidy, K. W., Kelly, M. H. & Sharoni, L. J. (1999): »Inferring gender from name phonology«. *Journal of Experimental Psychology*, 128(3), 362–381.
- Debus, F. (2012): *Namenkunde und Namengeschichte: Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Di Meola, C. (2007): »Neutrale Genuszuweisung im Deutschen: Das Neutrum als ›defizitäres‹ Genus«. In: C. Di Meola (Hrsg.), *Perspektiven Zwei: Akten der 2. Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in Italien* (S. 87–99). Rom: Herder Editrice e Libreria.
- Diederichsen, U. (1989): »Der Vorname-Identifikationssymbol oder Pseudonym. Vom Eigensinn und Tiefensinn bei der Vornamensgebung«. *StAZ*, 111, 337–342.
- Fredrickson, A. (2007): »Phonological Cues to Gender in Sex-Typed and Unisex Names«. Abgerufen von <http://hdl.handle.net/10066/10189>
- Gerhards, J. (2010): *Die Moderne und ihre Vornamen: Eine Einladung in die Kultursoziologie* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Goffman, E. (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1994): *Interaktion und Geschlecht*. (H. Knoblauch, Hrsg.). Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.
- Hirschauer, S. (1994): »Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46(4), 668–692.
- Hirschauer, S. (2013): »Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren«. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft*, 2, 37–56.
- Hirschauer, S. (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«. *Zeitschrift für Soziologie*, 43(3), 170–191.
- Jakobson, R. (1971): »On linguistic aspects of translation«. In: R. Jakobson (Hrsg.), *Selected Writings Volume II: Word and Language*. Berlin: De Gruyter.
- Köpcke, K.-M. & Zubin, D. (2003): »Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German«. In: K.-U. Panther & L. L. Thornburg (Hrsg.), *Metonymy and Pragmatic Inferencing* (S. 149–166). Amsterdam: Benjamins.
- Kotthoff, H. (2003): »Was heißt eigentlich doing gender? Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht«. *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 9(1), 125–149.
- Kraß, P. (2014): »Von Felix, Lilly und Karl-Doris. Zur Benennungsmotivik und Struktur von Katzennamen«. *Beiträge zur Namensforschung*, 49, 1–26.

- Lieberson, S., Dumais, S. & Baumann, S. (2000): »The Instability of Androgynous Names: The Symbolic Maintenance of Gender Boundaries«. *American Journal of Sociology*, 105(5), 1249–1287.
- Lindemann, G. (1993): *Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl* (Orig.-Ausg.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Linke, A. (1996): *Sprachkultur und Bürgertum: Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- Linke, A. (2011): »Signifikante Muster: Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik«. In: E. Wäghäll Nivre, B. Kaute, B. Andersson, B. Landén & D. Stoeva-Holm (Hrsg.), *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6. 2009* (S. 23–44). Stockholm.
- Nübling, D. (2015): »The phonetic gender score of German first names and pet names: Gendered first names versus de-gendered pet names«. In: Nordiska samarbetskommittén för namnforskning. Symposium, E. Aldrin, L. Gustafsson, M. Löfdahl & L. Wenner (Hrsg.), *Innovationer i namn och namnmönster* (S. 196–215). Uppsala: NORNA-förlaget.
- Nübling, D. (2017a): »Beziehung überschreibt Geschlecht. Zu einem Genderindex von Ruf- und von Kosenamen«. In: A. Linke & J. Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung* (S. 99–119). Berlin: De Gruyter.
- Nübling, D. (2017b): »Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich«. In: J. Helmbrecht, D. Nübling, B. Schlücker & Helmut Buske Verlag GmbH (Hrsg.), *Namengrammatik* (S. 173–211). Hamburg: Buske.
- Oelkers, S. (2003): *Naming gender: empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Rauchfleisch, U. (2013). *Anne wird Tom – Klaus wird Lara: Transidentität/Transsexualität verstehen*. Ostfildern: Patmos-Verlag.
- Schmidt-Jüngst, M. (2013): »Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namenrechts?«. *Studia anthroponymica Scandinavica*, 31(III–II3).
- Schmidt-Jüngst, M. (2015): »Naming choices of transgender people in Germany«. In: Nordiska samarbetskommittén för namnforskning. Symposium, E. Aldrin, L. Gustafsson, M. Löfdahl & L. Wenner (Hrsg.), *Innovationer i namn och namnmönster* (S. 234–250). Uppsala: NORNA-förlaget.
- Schmidt-Jüngst, M. (im Erscheinen): »Der Rufnamenwechsel als performativer Akt der Transgression«. In: S. Hirschauer & D. Nübling (Hrsg.), *Namen und Geschlecht – Zu einer transdisziplinären Onomastik*. Berlin/Boston: De Gruyter.

- Schmuck, M. (2017): »Movierung weiblicher Familiennamen im Frühneuhochniederdeutschen und ihre heutigen Reflexe«. In: J. Helmbrecht, D. Nübling, B. Schlücker & Helmut Buske Verlag GmbH (Hrsg.), *Namengrammatik* (S. 33–58). Hamburg: Buske.
- Schröter, J. (2016): *Abschied nehmen: Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Seibicke, W. (2002): *Vornamen*. Frankfurt a. M.: Verlag für Landesamtswesen.
- Shin, K. S. (1980): *Schichtenspezifische Faktoren der Vornamengebung: Empirische Untersuchung der 1961 und 1976 in Heidelberg vergebenen Vornamen*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Simon, H. J. (2003): *Für eine grammatische Kategorie »Respekt« im Deutschen: Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina*. Tübingen: Niemeyer.
- Tammena, M. P. (2009): *Namengebung in Ostfriesland: Personennamen, patronymische Namen Ursprung, Entwicklung, Niedergang* (1. Aufl.). Norden: Soltau-Kurier-Norden.
- Thurmair, M. (2002): »Eigennamen als kulturspezifische Symbole oder: Was Sie schon immer über Eigennamen wissen wollten«. *AngloGermanica online*, 84–102.
- Wierzbicka, A. (1992): »Personal Names and Expressive Derivation«. In: A. Wierzbicka (Hrsg.), *Semantics, Culture, and Cognition: Universal Human Concepts in Culture* (S. 225–307): New York: Oxford University Press.
- Zengin, D. (2006). »Herkunftsbereich der deutschen und türkischen Vornamen«. *Österreichische Namenforschung*, 34, 183–204.

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Un/doing
Differences
Praktiken der
Humandifferenzierung
Herausgegeben von
Stefan Hirschauer

Un/doing
Differences
Praktiken der
Humandifferenzierung

Herausgegeben von
Stefan Hirschauer

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**